Der Fleischkonsum der Menschheit nimmt Jahr für Jahr zu. Im Jahr 2009 wurden mehr als 60 Milliarden Landtiere geschlachtet, neun Tiere für jeden Erdbewohner. Die wachsende Nachfrage geht auf Entwicklungsländer zurück, vor allem China. Allerdings essen Europäer und US-Amerikaner im Durchschnitt immer noch viel mehr Fleisch als die Menschen in der Dritten Welt. Die globale Nachfrage zu decken ist nur mit Massentierhaltung möglich. Massentierhaltung, wie sie sich seit 30 Jahren entwickelt, ist aber nichts anderes als Tierquälerei in industriellem Maßstab. Das sagen Tierschützer, die vor Legebatterien protestieren, und das bestätigen Wissenschaftler. Was aber sagt die ständig wachsende Lust auf Fleisch über die Menschen aus? Ein Blick in Masthallen, Zuchtlabore, Forschungsställe – und in die Seele des Fleischessers.

In den Magen, aus dem Sinn

Tiere, die ihr kurzes Leben knietief im eigenen Kot verbringen – das ist perverser als ein Luftangriff auf einen Zoo. Aber der Luftangriff stört uns viel mehr. Warum eigentlich?

Emir Kusturicas Film „Underground“ beginnt mit dem Angriff der Luftwaffe auf Belgrad 1941. Die ersten Bomben fallen auf einen Zoo. Es ist Frühstückszeit, der Tiger bekommt seine 20 Kilo Fleisch, aber er frisst nicht, er spürt bereits, dass die Flugzeuge kommen. Eine Bombe trifft einen Teich voller Gänse, ein Affenbaby springt dem Zoowärter auf den Arm, der verletzte Tiger kann nicht mehr aufstehen, vor ihm schlackert eine Gans, sie pickt dem Tiger in die Nase, zwischen die Augen, in die Augen, bis sich der Tiger auf die Gans wälzt. Später irrt der Zoowärter mit Äffchen und Pony in den Trümmern umher, und sein Taufpate sagt: „Weine nicht, ich werde dir einen neuen Zoo bauen, und die Tiere wird man nun sowieso essen.“ Der Taufpate hat eine schwarze Katze mitgebracht, er putzt mit dieser Katze seine schwarzen Schuhe ab und gibt dem Zoowärter etwas Geld. „Kauf deinem Äffchen Milch und hör auf zu weinen, sonst lachen dich die Deutschen noch aus.“

Der Film gewann 1995 die Goldene Palme in Cannes. Kusturica ging es nicht um Tiere, sondern um Menschen im Krieg. Tiere im Bombenhagel taugen einfach gut dazu, die Absurdität eines Krieges zu zeigen. Es ist absurd, Gänse zu bombardieren. Die Szene zeigt aber auch, wie vielfältig und irrational unser Verhältnis zu Tieren ist. Ein Krieg von Menschen gegen Tiere erscheint aus irgendeinem Grund perverser als ein Krieg von Menschen gegen Menschen. Und aus irgendeinem Grund stört uns die Vorstellung, dass sich ein Mann, der Katzen als Schuhbürsten benutzt, gleichzeitig um Affenbabys sorgen kann.

Dabei handelt dieser Mann nicht anders als ein Kind, das sich bei McDonald's ein „Happy meal“ bestellt und ein Stück Burgerbrötchen aufhebt, um Tauben zu füttern. Das Kind hat beschlossen, dass einige Tiere liebenswert sind und andere – die man zu Burgern verarbeitet – zwar auch liebenswert, aber eben in dem Sinne, dass sie schmecken. Sie dienen einem Zweck des Menschen, der Ernährung, und zwar nur, weil der Mensch sie zu diesem Zweck bestimmt hat. Auf Ernährung kann niemand verzichten, aber der Mensch käme biologisch auch ohne Fleisch aus, jeder Mensch. Mit einer Katze könnte man auch Schuhe putzen, aber man muss das nicht. Die Funktionen, die wir Tieren zuschreiben, sind willkürlich, auch wenn Tiere diese Funktionen in zigter Generation erfüllen. Das zeigt die Szene mit der Katze.

„Im Verhältnis zu Tieren sind alle Menschen Nazis“, schrieb Isaac B. Singer

Das McDonald's-Kind hat natürlich nichts mit dem Kopf *beschlossen*. Ihm ist kaum bewusst, dass es eine Kuh isst beziehungsweise ein Stück Fleisch, in dem Hunderte Kuhteile zusammengehackt sind. Das Kind isst einen Burger so, wie es einen Apfel essen würde, es weiß nicht viel von der Massentierhaltung, von Bullen, die ohne Betäubung kastriert und gebrandmarkt werden, von Kühen, die knietief im eigenen Kot stehen und, wenn sie Pech haben, lebendig gehäutet werden. Das Kind der Generation YouTube hat wahrscheinlich nicht den Film „Meet your meat“ gesehen. Der Film wurde von Vegetariern gedreht, also von überzeugten Befangenen, aber er verdreht keine Fakten, sondern fasst das Wesen der Massentierhaltung anschaulich zusammen. Click-Rekorde bricht er keine – obwohl die Stimme im Off Alec Baldwin gehört.

Man muss kein Vegetarier sein, um zu ahnen, dass Massentierhaltung nicht nur der Ernährung der Menschheit dient, sondern auch der Geldvermehrung der Fleischindustrie. Jeder Erwachsene, der es wissen will, weiß, dass Massentierhaltung Tierquälerei bedeutet. Man könnte das, was weltweit Milliarden Kühen, Hühnern und Schweinen widerfährt, einen Krieg von Menschen gegen Tiere nennen. Dieser Krieg wäre noch perverser als ein Luftangriff auf einen Zoo, denn die Fleischindustrie will die Tiere ja keineswegs vernichten. Im Gegenteil: Sie produziert immer neue Tiere. Sie manipuliert ihr Erbgut, züchtet Monster heran, deren einziger Lebenszweck darin besteht, dieser Welt möglichst viel Brustfilet, Fett, Bauchlappen oder Eier zu hinterlassen. Diese Wesen sterben auf eine Weise, die jeden Schnitzelgenießer empören würde, wären im Keller des Nachbarn ein paar Katzen oder Hamster auf ähnliche Art umgekommen. Aber das Fleisch dieser Wesen schmeckt.

Und weil es schmeckt, sehen wir in der Massentierhaltung keinen Krieg gegen Tiere. Keiner hat ja den Tieren auch offiziell einen Krieg erklärt. Industrielle Mastbetriebe bestimmen zwar den Inhalt unserer Kühlschränke seit drei Jahrzehnten, aber sie haben die Art, wie wir über Tiere denken, kaum verändert.

Der Abschied von der traditionellen Landwirtschaft hätte für das Massenpublikum Fragen aufwerfen können, mit denen sich bisher Philosophen und Zoologen beschäftigten: Wo liegen die Grenzen zwischen Mensch und Tier? Wie empfinden Tiere Schmerz? Wie viel Schmerz können wir verursachen und uns trotzdem wohl fühlen?

René Descartes (1596-1650) war überzeugt, dass Tiere weder Freude noch Schmerz empfinden. Ihre Schmerzensschreie seien unbewusste Reflexe, „wie das Quietschen einer Tür“. Im 20. Jahrhundert beschloss Martin Heidegger: „Der Stein ist weltlos, das Tier ist weltarm, der Mensch ist weltbildend.“ Unsere Neigung, den Menschen in den Mittelpunkt des Universums zu stellen, führt zu der Neigung, Tierrechte von der Ähnlichkeit der Tiere mit uns selbst abhängig zu machen. Immer mehr Tierforscher fordern Grundrechte für Menschenaffen, weil deren Erbgut mit dem unseren bis zu 99,4 Prozent gleich sei.

„Im Verhältnis zu Tieren sind alle Menschen Nazis“, schrieb Isaac B. Singer, jüdischer Schriftsteller, Vegetarier und Nobelpreisträger. „Für die Tiere ist es ewiges Treblinka.“

Das klingt unerhört, ist aber lediglich ein weiterer Versuch, den Anthropozentrismus zu überwinden. Bereits Michel de Montaigne fragte im 16. Jahrhundert: „Aufgrund welchen Vergleichs zwischen ihnen und uns schließt der Mensch auf die Dummheit, die er ihnen zuschreibt?“ Jacques Derrida war bis zu seinem Tod 2004 gegen den pauschalen Begriff Tier in Abgrenzung zum Menschen, weil dieser Begriff der Vielfalt der Tierwelt von der Ameise bis zum Affen nicht gerecht werde. Trotzdem aß Derrida gelegentlich Tiere. Geist und Magen können manch dialektischen Widerspruch aushalten.

So wie Philosophen versuchen, den „Menschen“ in Abgrenzung zum „Tier“ zu definieren, definieren sich Nichtphilosophen oft darüber, welche Tiere sie essen oder nicht essen. In China kann man einen Hundepenis für 1,5 Dollar kaufen. Was sagt die Tatsache, dass jemand einen Hundepenis isst, über diesen Menschen aus? Eigentlich nicht viel. Nicht mehr als die Tatsache, dass jemand Füße von Schweinen isst oder Lebern von Gänsen. Schweine sind genauso intelligent wie Hunde, und laut chinesischen Kochbüchern schmecken Hunde mindestens so gut wie Schweine. Aber wer wünscht sich einen Menschen zum Freund, der sich gelegentlich einen Hundepenis gönnt? Ein Schweinshaxenesser versteht sich immer noch besser mit einem Vegetarier als mit einem Hundepenisesser. Das nennt man „kulturellen Hintergrund“. Es gibt auch den religiösen Hintergrund. Der ist interessant, weil rituelle Schlachter es schaffen, ihr Mitleid auszuschalten, in dem sie das Leid des Tieres sakralisieren.

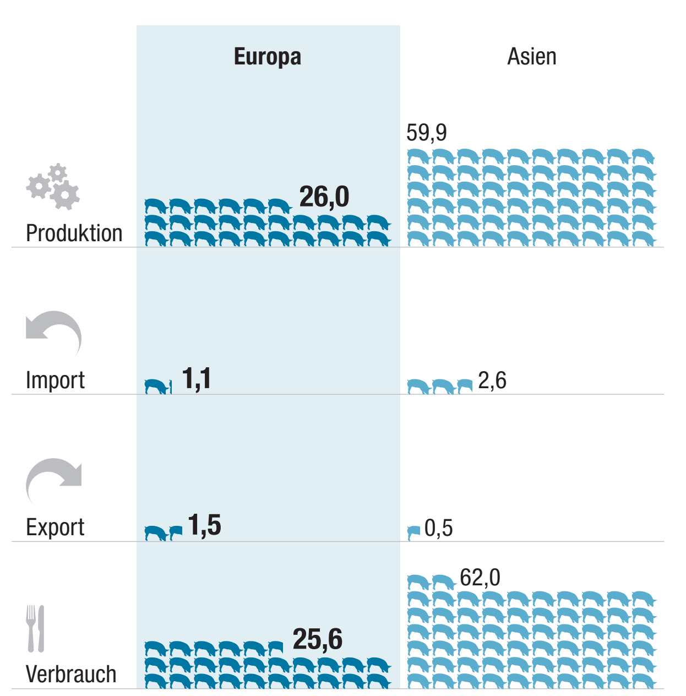
Ein Schweinshaxenesser versteht sich besser mit einem Vegetarier als mit einem Hundepenisesser

Mitleid gilt als eine Fähigkeit, die den Menschen vom Tier unterscheidet. Der Mensch besitzt aber auch die Fähigkeit, sein Mitleid zu steuern. Warum sonst nimmt man an, dass Fische keinen Schmerz spüren, nur weil sie immer still bleiben? Oder wenn sie doch Schmerz empfinden, etwa wenn sie am Angelhaken zappeln, warum ruft dieser Schmerz in uns kein Mitleid hervor, über das man sprechen könnte, ohne selbst bemitleidet zu werden? Mitarbeiter von Mastbetrieben schalten ihr Mitleid aus, indem sie das Leid der Tiere professionalisieren. Menschen, die Hähnchenragout mit Sahne genießen, blenden das Leid dahinter einfach aus.

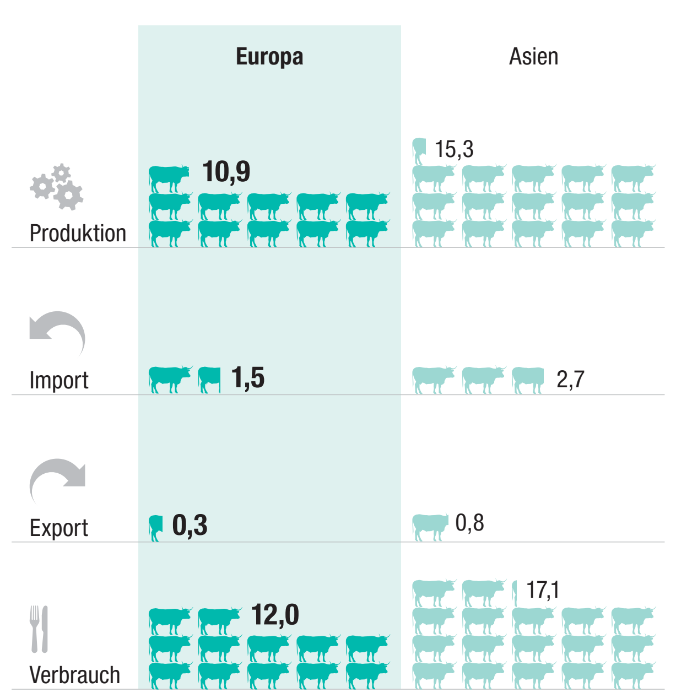
Statt Selbstreflexion hat die Massentierhaltung also eine Kulturtechnik verstärkt, auf die man heute angewiesen zu sein glaubt – Ausblendung. Wir können digital so viele Kriege und Naturkatastrophen verfolgen, dass wir sie gar nicht verarbeiten können. Das Prinzip „Aus den Augen, aus dem Sinn“ funktioniert nicht immer, da manche Bilder allgegenwärtig sind. Aber das Prinzip „In den Magen, aus dem Sinn“ funktioniert.

Tiere essen natürlich auch Tiere. Aber sie müssen sich dafür nicht rechtfertigen. TIM NESHITOV

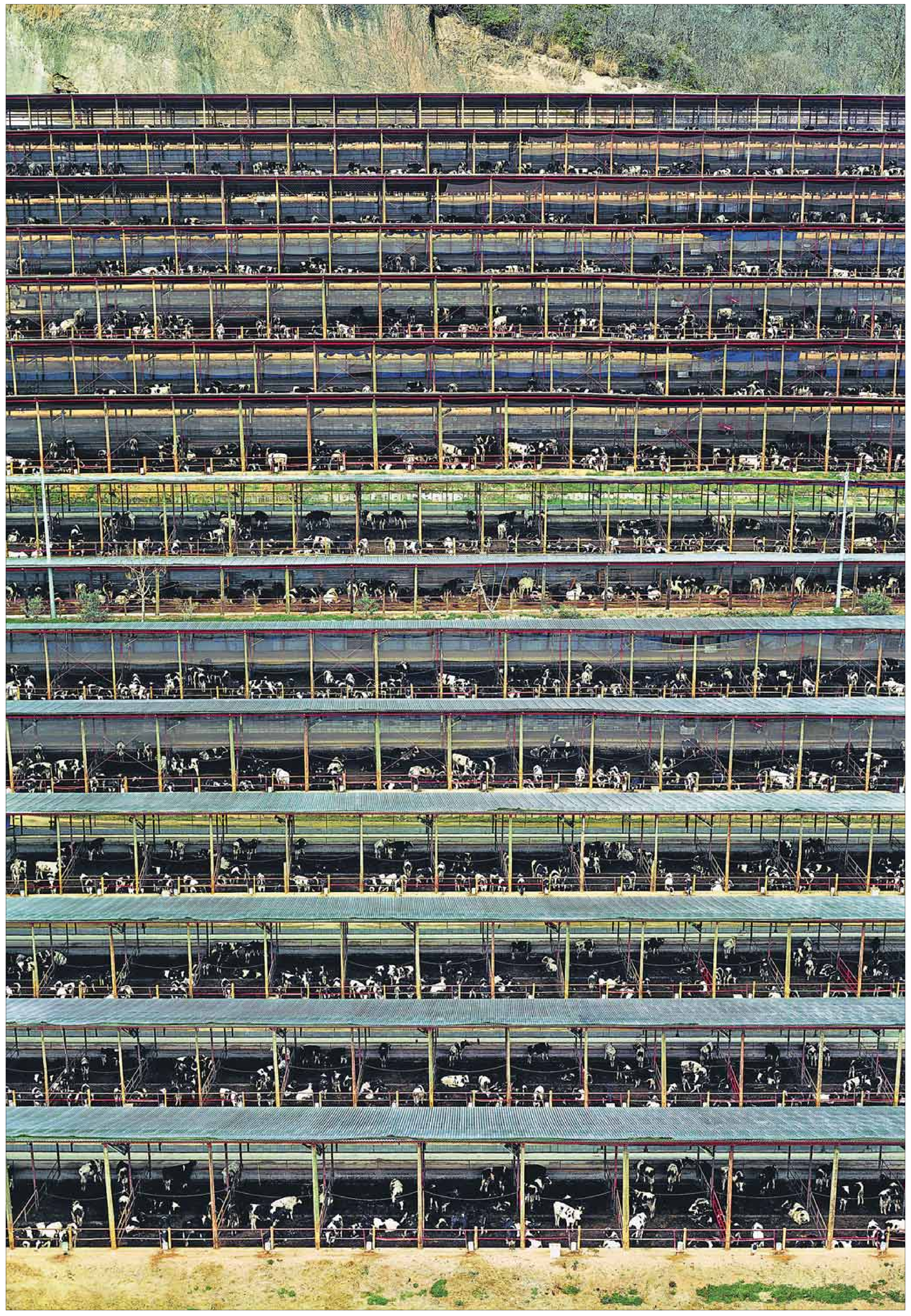
Schweinefleisch-Bilanz Angaben in Millionen Tonnen, 2009



Rind- und Kalbfleisch-Bilanz Angaben in Millionen Tonnen, 2009



SZ-Grafik: Hanna Eiden; Quelle: Verband der Fleischwirtschaft



Die Massentierhaltung verstärkt die Kulturtechnik der Ausblendung. Wie sonst kämen Menschen auf die Idee, Rinder in Boxen zu pferchen, wie es der Fotokünstler Andreas Gursky für sein Bild „Fukuyama“ (2004) abgelichtet hat? Foto: Andreas Gursky / VG Bild-Kunst, Bonn 2012; Courtesy Sprüth Magers Berlin London

432 000 Hühnchen. Am Tag

Schlachten im Millisekundentakt: Die Geflügelindustrie hat die Massenproduktion perfektioniert – die Ware muss billig sein

Es ist ein Ort, der tiefes Unbehagen auslöst. Das Firmengelände ist abgeschirmt wie ein Hochsicherheitsgefängnis. Direkt an der Straße entlang haben sie mächtige Eisengitter in die Erde gerammt, mehrfach durchzogen von Stacheldraht. Dann folgen ein Graben und ein noch höherer Palisadenzaun. Was sich dahinter abspielt, darüber geben nur nackte Zahlen Auskunft: 27 000 Tiere in der Stunde, das ist die maximale Schlachtkapazität. Das macht 432 000 am Tag, 134 784 000 über das Jahr gerechnet – Töten im Millisekundentakt. „Celler Land Frischgeflügel“, steht auf dem Schild neben der streng bewachten Einfahrt im niedersächsischen Wietze. Es ist der größte Geflügelschlachthof Europas.

Gerd Helmers, 65, blickt auf den Zaun und legt seine Stirn in Falten. „Auch wenn nichts zu sehen ist, den Tod kann man riechen“, sagt der Mann mit dem weißen Haarschopf und der randlosen Brille. Der Geruch sei unverkennbar, süßlich und ekelerregend. Helmers muss es wissen. Er wohnt ein paar Straßen weiter, in einer ruhigen Siedlung, schmuckes Einfamilienhaus mit Garten. Doch die Idylle trügt, denn der Schlachthof hat einen Keil zwischen die Menschen im Ort getrieben. Bis in die sechziger Jahre haben sie hier ganz gut von einem Ölvorkommen im sandigen Untergrund gelebt. Doch der Schatz ist längst gehoben, und es gibt immer weniger Arbeit in der ländlichen Region.

„Auch wenn nichts zu sehen ist, den Tod kann man riechen“

Seit die Schlachtanlage im vergangenen September in Betrieb ging, herrscht Hochbetrieb. „Jeden Tag kommen Lastwagen voll mit Geflügel, einige von ihnen sogar aus Dänemark“, sagt Helmers. Er hat sich engagiert, als 2009 erste Gerüchte über die Baupläne kursierten. Seine Frau Uschi ist Vorsitzende der Bürgerinitiative Wietze. Doch gegen die Versprechen von Franz-Josef Rothkötter kamen sie nicht an. Der Geflügelunternehmer versprach tausend Jobs. Da ließ sich die Landesregierung von Niedersachsen nicht lange bitten und spendierte 6,5 Millionen Euro als Fördergeld für den Bau. Das Geld hat Rothkötter gern genommen. Besucher oder Journalisten sind dagegen in seiner Fabrik nicht willkommen. Ein Gespräch lehnt die Geschäftsleitung auf Anfrage ab.

Der Megaschlachthof in Wietze ist auch ein Sinnbild für die tiefe Entfremdung zwischen Verbrauchern und Geflügelindustrie. Zu den Großen in der Branche gehören neben der Rothkötter-Gruppe der Wiesenhof-Eigner PHW sowie Stolle, Sprehe und Borgmeier. Sie produzieren Massenware, die vor allem eines sein muss: billig. So wollen es angeblich die Konsumenten. Dass dabei Tiere gequält und mit Antibiotika vollgestopft werden, und dass die Umwelt schwer strapaziert wird, will zwar niemand. Trotzdem wird es billigend in Kauf genommen, klagen Kritiker der Massentierhaltung.

Fest steht: Das Misstrauen sitzt tief. Konsumenten fühlen sich hinters Licht geführt, aufgeschreckt durch Horrorbilder aus Geflügelställen, Berichte über Antibiotikamissbrauch und Hygienemängel. Mäster und Verarbeiter sehen sich zu Unrecht an den Pranger gestellt, betrachten sich als Opfer militanter Tierschützer und sensationsgieriger Medien. Doch in den Chefetagen der Geflügelindustrie wird jede Form von Kritik lieber ausgesessen, anstatt sich ihr zu stellen. Von Selbstkritik keine Spur. Die wird allenfalls im Hintergrund geübt. „Die Branche hat den Fehler gemacht, nicht zu zeigen, wie die Realität aussieht“, räumt ein Insider ein, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will.

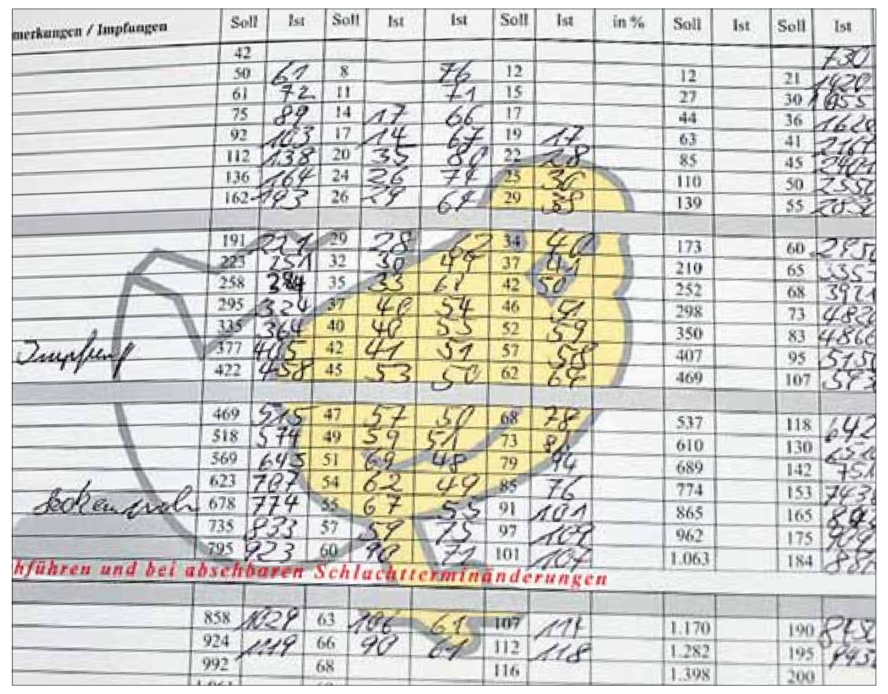
Während sich die Großkonzerne hinter hohen Zäunen verschanzen, wächst bei Geflügelmästern die Sorge um ihre Reputation. Einer von ihnen ist Rainer Wendt. Am Ortsrand von Groß Oesingen, 70 Kilometer nordöstlich von Hannover, mästet er 120 000 Hühner. Auf seinen Äckern wachsen Kartoffeln, die ein Chips-Hersteller abnimmt. Hier ist das Land flach, durchzogen von langen Alleen. Die Dörfer sind sauber, die Felder gepflegt. Wendt ist in der Region aufgewachsen, ein sympathischer Mann, Mitte 50, mit tiefen Lachfalten um die Augen und sorgfältig gestutztem Vollbart.

„Ich habe hier nichts zu verbergen“, sagt er und öffnet die Tür zu einem seiner drei Ställe. Doch wer auf den Anblick nicht gefasst ist, dem kann leicht der Atem stocken. Hühner, so weit das Auge reicht. Dicht an dicht sitzen sie auf dem Boden oder drängen sich um Futter- und Wasserspender. Beißender Ammoniakgeruch hängt in der Luft. 34 000 Tiere drängen sich in einer Halle, die knapp halb so groß ist wie ein Fußballfeld. Bis zu 39 Kilogramm Lebendgewicht dürfen deutsche Mäster pro Quadratmeter halten. Das bedeutet 15 ausgewachsene Hühner auf einer Fläche, die so groß ist wie ein Badehandtuch. Wendt findet, das reiche aus, und er verweist darauf, dass das Gedränge in anderen EU-Ställen noch größer sei. Europaweit sind 42 Kilogramm pro Quadratmeter erlaubt. Tierschützer finden solche Zahlen bedrückend. Weil klar ist: Mehr Platz bedeutet weniger Stress für die Tiere, weniger Krankheiten, weniger Medikamente.

Wendt ist überzeugt davon, dass es seine Hühner trotzdem gut haben. „Ich bin ein Tiermensch und fühle mich wohl im Stall“, sagt er. Mehr Platz für die Hühner, das könnte er sich auch nicht leisten. 2,99 Euro kostet ein Tiefkühlhuhn im Supermarkt, davon bleiben nur ein paar Cent bei ihm hängen, und ein neuer Stall ist teuer. Den dritten hat er erst vor zwei Jahren gebaut, für 500 000 Euro, moderne Technik inklusive. Futter, Wasser, Raumtemperatur, Luftfeuchtigkeit, Beleuchtung – all das wird rund um die Uhr von einem Computer gesteuert. Für den Mäster bleibt trotzdem genug zu tun. Mindestens zwei Mal am Tag bahnt er sich den Weg durch die Hühnerschar, sortiert kranke und tote Tiere aus. „Zwei bis drei Prozent bleiben auf der Strecke“, stellt er fest. Was für Wendt normal ist, mag für Laien schockierend klingen.

Auf den ersten Blick wirken die Tiere gesund. Das Gefieder sieht weiß und sauber aus, auch wenn manche Stellen kahl sind. „Das ist normal bei dieser Rasse“, sagt der Landwirt und zerstreut damit den Verdacht, dass sich die Hühner gegenseitig womöglich aus Stress die Federn ausreißen. „ROSS 308“, steht groß auf dem Formular, das im Kontrollraum auf dem Schreibtisch liegt. So heißt die Hühnerrasse. Sie gilt als robust, wächst rasch und setzt viel Fleisch an. Jeden Tag im kurzen Leben seiner Hühner, das maximal 35 Tage dauert, muss Wendt dokumentieren, für den Tierarzt und seinen Vertragspartner, den Geflügelkonzern. Der lässt die Tiere abholen, sobald sie ihr Schlachtgewicht erreichen. Bei wem er unter Vertrag steht, darf Wendt nicht sagen. Der Abnehmer will es so.

Vor den Toren des Schlachthofs in Wietze hoffen die Gegner auf ein Wunder. Jeden Montag treffen sie sich zu einer Mahnwache. Noch ist die Anlage nicht ausgelastet. „Von zwei Schlachtlinien ist erst eine in Betrieb“, sagt Helmers. Offenbar kann nicht genügend Frischfleisch herbeigeschafft werden. Mehr als 400 neue Mästereien müssten in der Region entstehen, damit der Schlachthof voll produzieren kann. „Das müssen wir verhindern. Wir wollen hier keine Emslandisierung“, sagt er. Das Emsland, gut 150 Kilometer westlich von Wietze, ist für ihn Inbegriff der exzessiven Massentierhaltung. In kaum einer anderen Region Deutschlands werden so viele Hühner und Schweine auf so engem Raum gehalten, mit fatalen Auswirkungen für Umwelt und Mensch. Ans Aufgeben denkt Helmers nicht. Das Verwaltungsgericht Lüneburg könnte dem Schlachthof nachträglich die Betriebsgenehmigung entziehen. Auch wenn die Erfolgschancen gering sind, noch ist nichts entschieden. SILVIA LIEBRICH



merkungen / Impfungen	Soll	Ist	Soll	Ist	Ist	Soll	Ist	in %	Soll	Ist	Soll	Ist
	42											730
	50	61	8		76	12			12		21	1420
	61	72	11		71	15			27		30	1655
	75	89	14	17	66	17			44		36	1620
	92	103	17	14	67	19	17		63		41	2167
	112	138	20	35	80	22	28		85		45	2404
	136	164	24	26	71	25	36		110		50	2550
	162	193	26	29	67	29	38		139		55	[illegible]
	191	221	29	28	62	34	40		173		60	2850
	223	251	32	30	49	37	44		210		65	335
	258	284	35	33	61	42	50		252		68	397
	295	324	37	40	54	46	[illegible]		298		73	482
	335	364	40	40	53	52	59		350		83	486
Impfung	377	405	42	41	51	57	58		407		95	515
	422	458	45	53	50	62	69		469		107	593
	469	515	47	57	50	68	78		537		118	642
	518	574	49	59	51	73	81		610		130	[illegible]
	569	645	51	69	48	79	94		689		142	751
	623	707	54	62	49	85	76		774		153	743
[illegible]	678	774	55	67	55	91	101		865		165	[illegible]
	735	833	57	57	75	97	102		962		175	[illegible]
	795	923	60	90	71	101	107		1.063		184	[illegible]
hführen und bei absehbaren Schlachtterminänderungen												
	858	1029	63	106	61	107	111		1.170		190	858
	924	1119	66	90	61	112	118		1.282		195	[illegible]
	992		68			116			1.398		200	

Leben und Sterben der Hühner, festgehalten auf einem Formular, das jeder Mäster ausfüllen muss. Der Gesetzgeber und die Abnehmer in der Geflügelindustrie verlangen es so. Foto: slb

Das Leid im Erbgut

Die genetisch optimierten Nutztierrassen sind auf Leistung getrimmt – mit dem Tierwohl lässt sich das kaum vereinen

Bei den schwarzbunten Holstein-Bullen ging 2009 kaum was ohne Stylist. Das Tier mit dem modischen Namen schaffte in diesem Jahr 47 149 Erstbesamungen. Das bedeutet, dass fast 50 000 Kühe mit dem Sperma von Stylist künstlich befruchtet wurden. Im Jahr zuvor hatte Gibor, Sohn des Gibbon, laut den Zahlen der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Rinderzüchter (ADR) noch mehr Erstbesamungen erzielt als Stylist. 2009 lag er mit einer Quote von 31 775 auf Rang zwei bei den schwarzbunten Holstein. Bei den rotbunten Holstein war Stabilo der erfolgreichste Zuchtbulle des Jahres, beim Fleckvieh rühmt sich Vanstein dieser Leistung und beim Braunvieh Vasir, Sohn des Vinozak.

Stylist, Stabilo und Gibor – die Zuchtbullen mit den eigenwilligen Namen sind Leistungsträger einer Industrie, die ihr Vieh zu immer höherem Ertrag trimmt. Seit 1965 hat sich die durchschnittliche Produktivität von Nutztieren grob geschätzt mehr als verdoppelt: Kühe geben mehr Milch, Rinder, Schweine und Hühnchen setzen mehr Fleisch an und erreichen in kürzerer Zeit bei geringerem Futtereinsatz Schlachtreife. Nutztiere der Moderne sind die Hochleistungsathleten der Landwirtschaft. Konsequent setzen Züchter auf die besten Exemplare, nur sie dürfen ihr Erbgut weitergeben, und so zeugen Stylist, Stabilo und Gibor bis zu 50 000 Nachkommen im Jahr.

Die Zucht von Hochleistungstieren birgt jedoch ein gravierendes Problem. Den Tieren ist Leiden mitunter praktisch ins Erbgut geschrieben. Die Milch-, Eier- oder Fleischleistung überfordert ihre Körper und ruft chronische Entzündungen, Mangelzustände oder deformierte Knochen hervor. Manche Hochleistungstiere könnten ohne besondere Pflege kaum überleben: Sie brauchen spezielles Futter, spezielle Mittel und eine spezielle Haltung, die kaum am Wohl des Tieres und stark am Ertrag ausgerichtet ist. „In den vergangenen Jahrzehnten hat man in unvergleichlichem Ausmaß in Richtung erhöhter Leistung gezüchtet und das hat signifikante Nebenwirkungen für das Verhalten und das Wohl des Tieres nach sich gezogen“, fassen Biologen um Per Jensen von der schwedischen Universität Linköping im Fachblatt *Applied Animal Behaviour Science* zusammen.

Die Steigerung der Leistungen ist enorm, etwa bei Milchkühen. In den USA hat sich die jährliche Milchmenge pro Kuh zwischen 1950 und 2007 um das 3,8-Fache erhöht – von 2400 auf 9200 Kilogramm. In Europa produzieren die Tiere ähnlich viel Milch: In Bayern gaben Holstein-Kühe im Jahr 2007 im Schnitt 8010 Kilogramm Milch – 46 Prozent mehr als noch 1988. Diese Leistungssteigerung geht nicht spurlos an den Tieren vorüber. Die Zucht auf hohe Milchleistungen korreliert laut mehreren Untersuchungen mit einer erblich bedingten Anfälligkeit für Euterentzündungen. Im Vergleich zu alten Rassen zeigen sich bei modernen Hochleistungsrindern weitere Auffälligkeiten. In den ersten Wochen nach der Geburt eines Kalbs bricht die Konzentration von Abwehrstoffen im Blut der Kuh – sogenannten Immunglobuline – dramatisch ein. Zudem sind die Kühe durch die extreme Milchleistung oft chronisch unterzuckert.

Masthähnchen wachsen so schnell, dass ihr Körper unter der Last zusammenbricht

„Die beispiellosen durchschnittlichen Milchleistungen haben zu einem ebenfalls beispiellosen Rückgang der Nutzungsdauer geführt“, schreibt Wilhelm Knaus von der Universität für Bodenkultur in Wien in einem Beitrag für das Fachblatt *Journal of the Science of Food and Agriculture*. Was das heißt? Die Kühe halten nicht mehr so lange durch wie noch vor einigen Jahrzehnten. Das lässt sich etwa an den Milchlebensleistungen der Tiere ablesen: Diese hinken der Steigerung der durchschnittlichen Jahresmenge hinterher. Der Hauptgrund dafür ist, dass die Tiere daraufhin gezüchtet werden, in immer jüngeren Jahren geschlechtsreif zu werden. Das Hochleistungsrind soll so schnell es geht Nachwuchs produzieren. Obwohl lange bekannt sei, dass die frühe sexuelle Reife der Tiere auf Kosten ihrer Nutzungsdauer gehe, schreibt Knaus. In zahlreichen Studien sei gezeigt worden, dass Reproduktion in frühem Alter bei verschiedenen Säugetieren und Vögeln mit einer verringerten Lebensdauer einhergehe. Das frühreife Hochleistungsrind ist körperlich offenbar so rasch erschöpft und ausgelaugt, dass es sich für den Bauern nicht mehr rentiert, die Kuh weiterhin im Stall zu halten. Die Kühe werden deshalb in immer jüngerem Alter geschlachtet.

Besonders dramatische Auswirkungen der Zucht zur Leistung offenbaren sich bei Hühnern. „Das moderne Masthuhn ist ein Wunder der Tierzucht“, schreibt der amerikanische Zooanthropologe Hal Herzog sarkastisch. Etwa die Rasse „Cobb 500“, die das Unternehmen Cobb-Vantress weltweit anbietet. Eine Zuchthenne dieser Rasse produziert in ihrem 15 Monate kurzen Leben im Durchschnitt 132 Küken. Dann ist das Muttertier verbraucht und wird aussortiert. Der Nachwuchs der Zuchthenne lebt noch kürzer: Binnen fünf bis sechs Wochen erreichen die Tiere ein Gewicht von mehr als zwei Kilogramm und werden geschlachtet. Das sogenannte Wunder der Tierzucht besteht darin, dass die Masthähnchen Futter extrem effizient verwerten, sodass sie fünfmal so schnell wachsen wie Hühner vor einigen Jahrzehnten.

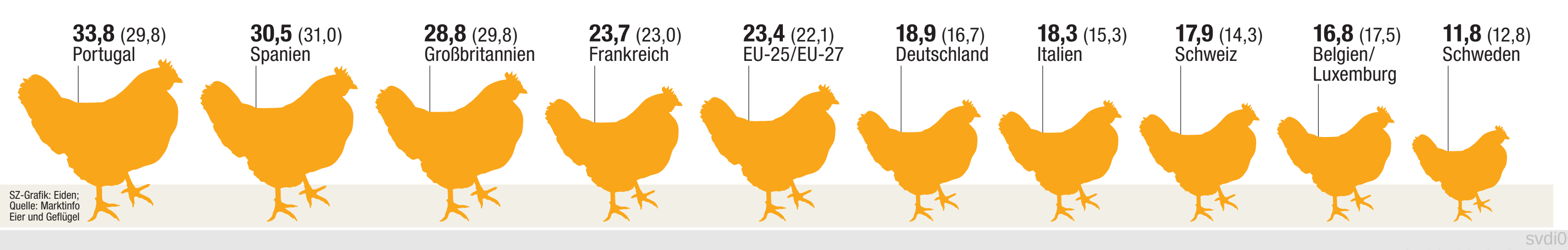
Dieser rasante Zuwachs von Muskelfleisch belastet die Vögel enorm. Die Tiere setzen vor allem an der Brust so viel Masse an, dass der Rest des Körpers mit diesem bizarren Wachstum nicht mehr Schritt hält: Oft halten die Beine der Tiere den Belastungen nicht stand. Die Knochen brechen, Sehnen reißen und die Beine des laut Website der Firma „effizientesten Masthähnchens der Welt“ deformieren. Donald Broom von der britischen Universität Cambridge benennt die Hähnchenmast deshalb als größtes Tierschutzproblem weltweit.

Für Eierfarmen haben die Zuchtfirmen andere Rassen im Angebot – und damit andere spezifische Probleme geschaffen. Eine Legehenne produziert Eier in einer Menge, dass auch dies ein wahres Wunder ist. Doch diese Tiere setzen zu wenig Fleisch an, damit Mastfarmen mit ihnen profitabel arbeiten könnten. Die Spezialisierung beim Huhn birgt also ein ethisches Dilemma. Männliche Küken von Legehuhnrassen sind wertlos, sie legen keine Eier und setzen nicht genug Fleisch an. Deswegen landen diese Tiere nach dem Schlüpfen im Schredder – in Europa sind es laut Schätzungen etwa 280 Millionen männliche Küken, die pro Jahr als wertloser Ausschuss vernichtet werden. Auch Bio-Betriebe müssen mit diesen Rassen und den damit verbundenen Problemen arbeiten.

Nicht immer tritt der Widerspruch zwischen Leistung und Tierwohl so deutlich zu Tage wie bei Hühnern. Per Jensen von der Universität Linköping weist etwa darauf hin, dass in der Zucht als Nebeneffekt auch Verhaltensweisen weitergegeben werden, etwa die Schreckhaftigkeit einiger Rassen. Besonders anfällig sind zum Beispiel Piétrain-Schweine. „Das sind die Bodybuilder unter den Schweinen“, sagt Barbara Früh, Expertin für Schweinehaltung am Schweizer Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL). Die Ferkel vervierfachen ihr Gewicht in 100 Tagen – wenn sie nicht vorher vor Schreck tot umfallen. „Die Tiere waren unglaublich stressanfällig“, sagt Früh, „deswegen werden heute stressstabile Eber zur Zucht eingesetzt.“ Den Bodybuildern unter den Schweinen wird das sensible Gemüt ausgetrieben.

Wie wird sich die Zucht weiterentwickeln? Gibt es ein Ende des dicker, schneller, mehr? „Wir züchten nicht mehr nur nach Leistung“, sagt Horst Brandt vom Institut für Tierzucht und Haustiergenetik der Universität Gießen. Stattdessen fokussierten sich die Züchter mehr auf Merkmale, die dem Tier zu einer besseren Gesundheit verhelfen. Freilich mit ökonomischem Eigennutz: Nur eine gesunde Kuh schafft es tatsächlich, schier unfassbare Milchmengen von bis zu 9000 Litern im Jahr zu geben. „Das klappt nicht, wenn es der Kuh schlecht geht“, sagt Brandt. Womöglich erreicht die Milchindustrie gerade Leistungsgrenzen, bei denen es sich für die Produzenten auszahlt, wenn es ihren Tieren gut geht. SEBASTIAN HERRMANN

Verbrauch von Geflügelfleisch Angaben in Kilogramm pro Kopf 2011 (2006), ausgewählte Länder



SZ-Grafik: Eiden; Quelle: Marktinfo Eier und Geflügel

Rinder brauchen Streicheleinheiten, und Schweine hassen Langeweile

Duschen mit sanftem Strahl, Bälle mit Maisfüllung und Kontakt zum Menschen: Verhaltensforscher erkunden, was Tiere zum Wohlfühlen brauchen und ihre Angst vor dem Menschen hemmt

Noch ist die nächste Schweinegeneration so klein, dass sie in weißen Kunststoffkisten lebt. Sie erinnern an die stapelbaren, unzerstörbaren Plastikbehälter, die im Kinderzimmer den Spielzeug-Bauernhof beherbergen. Im schweizerischen Tänikon wuseln wenige Tage alte Ferkel durch die Kisten. Die Tiere sind Überschussware. Ihre Mutter hat nicht genug Zitzen, um alle Jungen zu säugen, deshalb mussten einige in die „Rescue Box“ umziehen. Die enthält auf den ersten Blick alles, was ein Ferkel braucht: dick eingestreuten Boden, Wärmelampe und einen Milch-Automaten. Nur auf ihre Mutter müssen die Jungen verzichten.

Vermissen die Ferkel sie? Kann ein Schwein überhaupt ein anderes Schwein vermissen? Und wie zeigt es das? Antworten auf solche Fragen suchen Wissenschaftler in der landwirtschaftlichen Forschungsanstalt Agroscope Reckenholz-Tänikon (ART). Unter anderem dort entscheidet sich, ob die „Rettungskiste“ in der Schweiz in der Landwirtschaft eingesetzt werden darf. Regelmäßig werden die Ferkel gewogen und gefilmt, um mögliche Unterschiede zu ihren normal aufwachsenden Geschwistern festzustellen.

In der ehemaligen Klosteranlage Tänikon nahe Winterthur widmen sich Forscher noch vielen weiteren Aspekten des sogenannten Animal Welfare. Was brauchen Nutztiere, um sich wohlzufühlen? Lange wird diese Frage noch nicht gestellt. Gesundheit, Futter und Wasser – dass diese körperlichen Grundbedürfnisse befriedigt werden, gesteht der Mensch seinen Milch- und Fleischlieferanten gerade noch zu. Aber Wohlbefinden, vielleicht sogar Glück? Das dürfen Hunde, Katzen und Pferde erwarten. Aber doch nicht das Vieh, das nach ein paar Monaten sowieso auf dem Teller landet – so sehen es noch immer viele Verbraucher.

„Kühe sind extrem stoisch. Sie haben nur ganz wenig Mimik“

Die Wissenschaft aber ist einen Schritt weiter. „Es geht um das emotionale Wohlbefinden“, sagt Edna Hillmann. Die Biologin leitet an der ETH Zürich die Abteilung für Tierwohl und arbeitet in vielen Versuche mit der ART zusammen. Das tierische Wohlbefinden aber ist nicht leicht ermitteln. Wie viel ein Tier frisst, ob es wächst, gesund bleibt oder Schmerzenslaute von sich gibt – all das lässt sich zwar messen und dient den Forschern als Anhaltspunkt. Doch aussagekräftig für das Wohlbefinden sind die Parameter nicht. Schweine zum Beispiel werden darauf gezüchtet, schnell Gewicht zuzulegen – und tun dies oft auch noch, wenn ihnen alles andere als wohl ist. Und ein Rind zeigt womöglich selbst in großer Pein keinen Schmerz. Andererseits geht es einer Kuh vielleicht trotz einer Schramme gut, wenn die kleine Verletzung von Rangeleien stammt, die wieder Ruhe in die Herde gebracht haben. „Wie schön wäre es, wenn jedes Tier schnurren könnte wie eine Katze“, sagt Hillmann. „Dann wüssten wir: Diesem Tier geht es gut. Doch Kühe sind extrem stoisch. Sie haben nur ganz wenig Mimik.“

Also müssen sich Forscher behelfen, etwa, indem sie das Stresshormon Cortisol messen. Es lässt sich nicht nur im Blut der Tiere nachweisen, sondern auch in Urin und Kot, also ohne direkten Kontakt zu den tierischen Probanden. Welch großer Vorteil das ist, wird vor dem Bullenstall klar. Massige, fast quadratische Köpfe strecken sich durch die Gitterstangen. Die Nasen der Bullen sind fast so groß wie die zum Streicheln ausgestreckte Hand. Zu den Bullen hineingehen würde sie nicht, sagt Edna Hillmann: „Auch wenn sie nur spielen wollen, kann das lebensgefährlich sein.“

Unabhängig von allen Messwerten gehört zu einem guten Leben aber auch ein normales Verhalten. So gedeihen die Ferkel in der Rescue Box vielleicht ebenso gut wie ihre Geschwister, die bei der Mutter geblieben sind – und entwickeln trotzdem Verhaltensstörungen. Typisch für Schweine ist das sogenannte Belly-Nosing, bei dem sich die Ferkel immer wieder gegen den Bauch stupsen. Doch da die Tiere deswegen nicht weniger Fleisch produzieren, sehen es nur wenige Landwirte als Problem. Neugeborene Kühe, die statt von der Mutter von einem Trinkautomaten gesäugt wurden, saugen sich oft gegenseitig an den Euteranlagen, was diese zerstört. Damit wird die Verhaltensstörung auch zum wirtschaftlichen Problem. „Für viele Landwirte wird Animal Welfare erst interessant, wenn es um viel Geld geht“, sagt Hillmann.

Den verhaltensgestörten Kälbern wäre leicht zu helfen. Lässt man die neugeborenen Tiere bei ihrer Mutter, verhalten sie sich normal. Doch das gute Leben hat einen Preis – für den Landwirt. Säugende Kühe geben im Melkstand nur wenig her. In Tänikon haben Forscher untersucht, ob Kälber weniger Verhaltensstörungen entwickeln, wenn sie eine individuell abgestimmte Mischung aus Milch und Kraftfutter bekommen.

Oft braucht es weder viel Zeit noch Aufwand, damit Nutztiere besser leben. Manchmal reicht es schon, ein Rind zu streicheln: jeweils zehn Minuten lang in den ersten vier Lebenswochen. Wobei das Wort streicheln nicht exakt beschreibt, wie die Gruppe um Hillmann die Tiere behandelt hat. Die Forscher wendeten den sogenannten Tellington Touch an, eine Art Massage, entwickelt von einer kanadischen Tiertrainerin.

Egal, ob die speziellen Handgriffe der Grund waren oder allein die regelmäßige Berührung – die behandelten Rinder zeigten weniger Angst vor Menschen. Und das kommt nicht nur den Tieren zugute. Die größte Pein erleben Nutztiere nämlich kurz vor der Schlachtung. „Da wird es schlimm“, sagt Hillmann. „Man kann ein Jahr lang hätscheln und in den letzten Stunden alles versauen.“ In den vergangenen Jahren hätten sich die Haltungsbedingungen immerhin gebessert – auch wenn es nach wie vor zu viele Missstände gibt. Der Transport der Tiere und der Umgang auf dem Schlachthof aber seien noch immer ein extremes Problem. Und einen panischen Mastbullen in den Schlachttransporter zu verladen, macht auch einem Landwirt keinen Spaß.

Schweine spielen gern – notfalls mit Ketten. Foto: Reeg/Agentur Focus

Das Streicheln zahlte sich bei Hillmanns Kühen sogar noch nach deren Tod aus, denn ihr Fleisch war zarter als das von unbehandelten Tieren. Weniger Angst bedeutet auch weniger Stresshormone – und die machen Fleisch zäh.

Auch für Schweine ist der Mensch eine enorme Stressquelle. Wenn Edna Hillmann den Stall betritt, pfeift sie immer die gleiche Melodie, „damit die Tiere wissen, dass ich es bin“. Trotzdem bricht Hektik aus. Doch kurz darauf strecken die Tiere schon wieder ihre Nasen über die niedrige Holzwand. Die Schweine im nächsten Gehege stehen nicht einmal auf, als sich Hillmann nähert. An ihnen haben sich vor ein paar Tagen Studenten im Beobachten geübt – und die flüchtige Erfahrung mit Menschen genügt den Ferkeln, um angstfrei zu bleiben.

Wenn es so einfach ist, den Tieren Stress zu nehmen, warum nutzen Landwirte das so wenig? „Weil der Verbraucher dafür nicht bezahlen will“, sagt Hillmann. Zwar hört wohl jeder Konsument gern, dass sein Schnitzel von einem Schwein stammt, das nie unter großem Stress leiden musste. Doch dieses Wissen mit einigen zusätzlichen Euro zu honorieren, sind nur die Wenigsten bereit. Das wiederum nimmt den meisten Landwirten die Motivation, ins Wohlbefinden des Viehs zu investieren. Illusionen, dass ihre Arbeit die Nutztierhaltung entscheidend verändern werden, hat Hillmann daher nicht, zu mächtig ist das Votum des Verbrauchers an der Fleischtheke.

„Schweine wollen Spielzeug, das sie kaputtmachen können“

Dennoch haben es in manchen Betrieben Erkenntnisse zum Animal Welfare in die Praxis geschafft. Diese Landwirte achten darauf, dass der Stall genügend Futterplätze für alle Tiere bereithält, damit auch die rangniederen ohne Kämpfe etwas abbekommen. Kälber, die sich in den ersten vier Wochen ständig gegen Konkurrenz verteidigen mussten, brauchten zehn Tage länger, um das Schlachtgewicht zu erreichen. Auch sollte ein Stall keine blind endenden Gänge haben, in denen eine Kuh von ihren Artgenossen eingesperrt werden kann. Wichtig ist außerdem, dass die Tiere selbst entscheiden können, wann sie fressen und wann sie liegen – und dass sie eine bequeme Unterlage haben.

Ebenfalls zum guten Kuh-Leben gehört ein Auslauf im Freien. In Ställen der Luxusklasse hängen zudem Bürsten, ähnlich denen in alten Autowaschstraßen, an denen sich die Tiere reiben können. Mastrinder duschen auch gerne. Allerdings nur, wenn nicht zu viel Wasser aus dem Schlauch strömt: lieber 1,3 als 2,6 Liter pro Minute, haben Forscher in Tänikon ermittelt.

In der Schweinehaltung geht es darum, die Langeweile zu vertreiben. Metallketten, die in einigen Ställen von der Decke baumeln, sind zwar sogar für Schweine unzerstörbar – aber nicht auf deren Vorlieben ausgerichtet. „Schweine wollen etwas manipulieren. Was sie nicht kaputt machen können, interessiert sie nicht“, sagt Hillmann. Hinzu kommt, dass jedes Spielzeug schnell langweilig wird. Den größten Erfolg hatte Hillmanns Team mit einem Ball, der mit Mais gefüllt war. Stupsten die Tiere den Ball herum, kullerten die Körner heraus.

Doch auch das Leben der mit Abwechslung verwöhnten Tiere in Tänikon ist kurz. „Die Schweine“, sagt Hillmann, „kommen später in den normalen Produktionsprozess.“ Der endet im Schlachthaus – und vielleicht auf den Tellern der Betriebskantine. KATRIN BLAWAT

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de